

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 22

Artikel: Bei den Fischern von Ischia
Autor: Hirzel, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Dämon.

Es ist kein Glück so rund und voll,
Es fordert seinen Kummerzoll;
Und keine Flamme lodert rot,
Dahinter nicht ein Schatten droht.

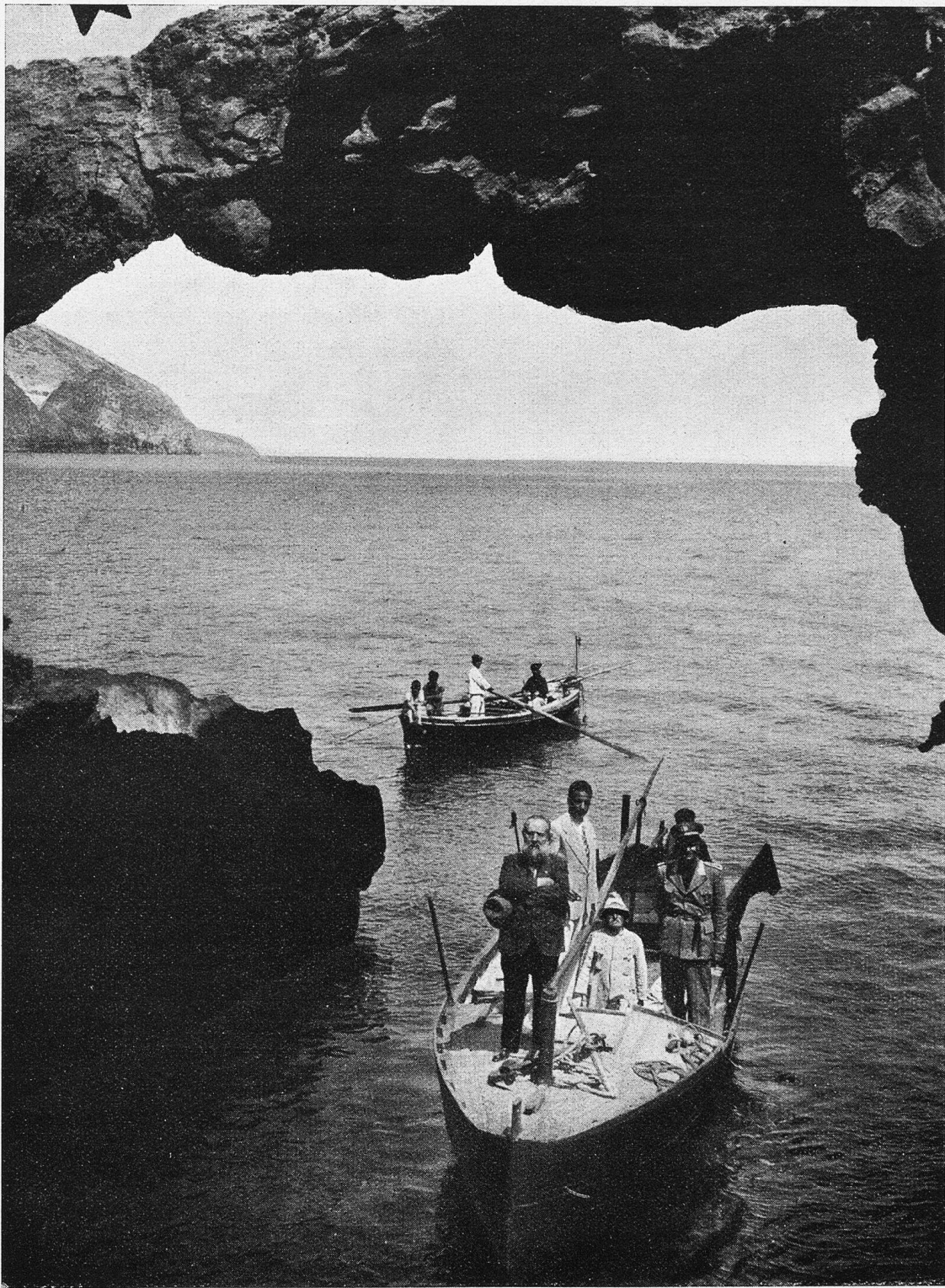
Es ist kein Mensch so hoch gestellt,
Den nicht des Neides Hund umbellt,
Und strebst du nach dem reinsten Ziel,
Ein Dämon hält die Hand im Spiel.

Jakob Heß.

Bei den Fischern von Ischia.

Mitternacht auf südlicher See. Sie breitet sich ruhig und glatt, vom warmen Schirokko nur leicht gekräuselt. Porto d'Ischias kleiner runder Kraterhafen, Strand und Ufer bekränzt von unzähligen Lichtern. Rotgrün blitzt der Faro, wirft weiche zitternde Lichtschatten auf die Lavafelsen im Wasser hinaus ins Helldunkel. Tausend Sterne flimmern am blauschwarzen Firmament. Eine Pracht tut sich auf von unbeschreiblicher Größe. Der See Geheimnis offenbart sich zu dieser Stunde stärker als am Tage. Rötlicher Nebel steigt aus dünnstig verdämmernder Ferne. Große gelbe Flammen zucken über schwarzer Fläche auf, reihenweise, zehn, zwanzig und bis hundert nebeneinander. Ist es Monte Vesuvio, der sein Feuerwerk dahersendet? Unser Boot, von freundlich gesinnten, dunklen Wellen getragen, nähert sich den flammenden Rugellichtern. Sie tanzen und flackern, ohne sich fortzubewegen. In ihrem Lichtkreis sind wir festgebannt. Geblendet schließt sich das Auge von soviel unerwarteter Helle. Das Rätsel löst sich bald. Ischias Fischer haben hier draußen ihren nächtlichen Standort. An ihren Booten hängen große Äthyllenlampen, in deren Schein sie ihre schwarzbraunen Netze auswerfen. Wir sind ihnen ganz nah gekommen. Welch wunderbar farbiges nächtliches Schauspiel! Die See leuchtet glasgrün auf, getroffen vom weißgelben Licht der Lampen. Um den Lichtkreis schließt sie sich in samtschwarzer Tiefe. Schwarzte Boote gleiten wie Schemen schnell vorüber. Anker und Stangen schwanen, lange rote Ruder heben und senken sich im gleichmäßigen Takte. Ihrer sechs bis acht Mann handhaben sie geschickt und kraftvoll. Hochgerichtete straffe schwarze Gestalten. Tapfere Kerle — wahre Soldaten zur See, die jede Nacht, Sommer und Winter, bei jedem Wetter, ihre schwere Arbeit mit gleicher Hingabe verrichten. Einen haben sie als Wächter und Vorposten ausgewählt. Er hockt stumm in einem Boot, allein, abseits von den andern und starrt, ohne sich zu rühren, zur magisch erleuchteten Tiefe. Dieser einsame Wächter muß

die Stellen aufleuchten, wo die Fische sich am zahlreichsten aufhalten, und sie den ausgelegten Netzen der andern zutreiben. Das große Lampenlicht fasziniert das Fischvolk und lockt es in den Netzkreis. Der Wächter macht mit der Hand ein warnendes Zeichen, solange der Fang nicht gemacht ist, dürfen die Fische durch starken Ruderschlag und laute Rede nicht gestört und verschreckt werden. Über den magisch hellgrünen Zirkel, umgeben von tintenschwarzer Flut, hüpfen die Netzkorken wie übermütige Kobolde, drinnen hört man es plätschern, es flirrt und huscht, silberumspinnen; gespenstig-spiße Köpfe tauchen aus dem Wasser, auf und ab schnellen die gefangenen Fische. Vorsichtig schweigend ziehen die Fischer das Netz unter dem Wächterboot hervor in die Höhe. Ein ganzer Fischschwarm zappelt drin — es brodelte, quirlt und zischt, als wäre das Netz ein Hexenkessel. Das Wasser spritzt stäubend herum, die Fische wehren sich tüchtig. Eine Minute später — ihre Gefangenschaft verwandelt sich in den Tod — haufenweise prasseln sie auf den Schiffsboden und verenden. Der Fang war gut und reichlich. Die Freude der Fischer macht sich plötzlich in Gesten und Worten Luft. Stumm bisher wie die Fische, sind sie jetzt südländisch lebhaft geworden. Aber ebenso schnell werden sie still und ernst, rudern flink davon, in die Nacht hinaus, auf neuen Raubzug, begleitet vom einsamen Wächter. Die Helle weicht zurück, dunkle Meertiefe und geheimnisvolle Nacht umfassen uns wieder. Da schiebt sich eine dichte Wolkenwand am Himmel her wie eine gigantische Kulisse. Zeichen eingetretener Windstille. Nur ganz leise noch seufzt das warme Lüftchen um die Schiffsplanken. Szenerie auf dem Theater, geeignetes Motiv für filmische Nachtaufnahme. Das Bild wechselt und damit die Stimmung. Es verfärbt sich ins Düstere. Und bleibt doch grandiose Wirklichkeit, Erlebnis, alle Vorstellungskraft übertreffend. Die Wolkenkulisse teilt sich, aus ihr schwebt oder schwimmt ein Riesenvogel mit ausgebreiteten Flügeln. Hat sich



Am Strande von Ischia.

ein Nachtschmetterling aufs weite Meer verirrt?
Sandte es zu dieser Stunde seine Geister, uns zu
schrecken? Oder kreuzt gar der fliegende Hollän-
der unter dem Sternenhimmel des Südens? —

Hallo, wer dort, was bist du, Phantom? —
keine Antwort, kein Echo — jeder Ruf verhallt
über Wasserweite und Tiefe. Das geflügelte Rie-
sentwesen rückt aus Wolkenschatten, Dunstwänden

und mysteriöser Unwahrscheinlichkeit in das Blickfeld. Eine angenehme Täuschung. Es ist kein Nachtgespenst — ein Segler ist's, ein prächtiger Doppelmast. Topp und Querseegel, Spitze und breite, wachsen fast in den Himmel und wollen die Sterne berühren. Sie leuchten geisterhaft blaß, unirdisch, überwirkliche Vision in der Nacht. Der Rumpf des Schiffes schimmert wie der schneeweiße Leib eines Schwanes. Nichts regt sich an Deck — wo sind Steuermann, Kapitän, die es führen, welchem Ziel, welch unbekannter Ferne treibt es zu? Eine grüne Laterne schaukelt am Mast und wirft einen schmalen, smaragdgrünen Lichtstreifen hinab, der das Meeresdunkel tröstlich durchbricht. Wo er hinfällt, glüht die See auf wie im Märchen. Drei Gestalten tauchen über dem Schiffsrand empor. Drei Mann halten an Bord Wache. Die andern schlafen unten im Bauch des Schiffes zwischen Brettern und runden kleinen Fenstern. Ein Hund bellt, eine Pfeife glimmt auf — ein kurzer Gruß hinüber und herüber gewechselt. Acht Tage ist das Schiff unterwegs, mit Tonnen voll gutem Wein beladen und wartet auf einen kräftigen Wind, der es endlich in die Heimat zurückbringt. Die Köpfe tauchen wieder unter. Alles hüllt sich aufs neue in Schweigen und Geheimnis. Wir umkreisen seitlich den Leib des Riesenvogels. Schwarze Schatten durchstechen ihn, flattern über Segel und Masten. Ein seltsames, kontrastreiches Spiel in schwarzweiß, grotesk phantastisch, ins Ungeheure gesteigert durch den grellen weitreichenden Reflex der Fischerlampen. Scharf zeichnet sich die Silhouette unseres Bootes an der Schiffswand. In den Mastkörben kracht es. Die Segel drehen sich und knarren leise. Aus dem Gewirr gespannter Seile und hängender Strickleitern schwingt sich eine kühn gebogene, schlanke Schiffsspitze. Welch gewandter Akrobat muß der Matrose sein, der hier dem Abgrund entlang klettert! — Schwüle liegt über dem Meer, es atmet heiß, ohne den

erlösenden Hauch eines richtigen Windes. In bedrückter Erwartung verrinnen die Stunden. Jetzt endlich beginnt er wieder zu blasen, der allmächtige Schirokko. Bewegung kommt in die Fläche. Die Segel schwellen und blähen sich, das Schiff erzittert. Lange Wellen rauschen auf und tragen es fort, das zauberisch schöne „Notturmo di mare“. Zwischen weißen Segelflügeln funkelt ein einzelner Stern. Das grünschimmernde Laternenlicht an Bord verliert sich als winziger Fadenstrahl auf dem Wasser. Noch steht das Schiff wie ein dunkler Fleck am Horizonte, zerfließt dann in der Unendlichkeit von Himmel, Erde und Meer. Wie eine Fata morgana der Seele, ein Sinnbild des Menschlichen und des Ewigen, das sie bewegt. Das Segelschiff auf dem unendlichen Meere, der Traum des Lebens selber, der vorübergleitet im Fluge — kurz — schön und einen Augenblick lang Wahrheit geworden. Jetzt ist er vorüber, versunken. Kehrt er wohl jemals zurück? —

Das Boot hat den kleinen kreisrunden Hafen wieder erreicht. Nochmals stehn wir im Lichtbann der großen Lampen. Sehn zu, wie die Fischer, den Lavafelsen entlang, mit Speeren und Haken Jagd machen auf Polypen, Tintenfische, Sepien, Seeigel und sonstiges schmachhaftes „Meergetier“.

Getreuer Hüter der Bucht ist der rot-grüne Wegweiser, der Faro. Die Spiegellichter am Strande verblaffen. Des Molo schützender, grauer Arm umfängt uns. Ein letzter Ruderstoß, ein Ruck, das Boot ist gelandet. Schnell springen die Schiffer ab und ziehn es an den gemauerten Damm. Der Meernacht Wunderwelt hat sich hinter uns verschlossen. Glänzend steigt der junge Tag herauf über Porto d'Ischias flachen, farbigen und weiß-grauen Dächern, über seinen Rebenhügeln und den dunkelgrünen Wipfeln der Pinien.

Al. Hirzel.

Geheimnisse um den Walfisch.

Von Lawrence G. Green.

Jeden Sommer verläßt eine Flotille Table Bay an der Südspitze Afrikas. Eine schwarze Flotille, die gegen den ungeheuren Frieden des blaugoldenen Sonnenunterganges dahinschaukelt, das große Mutterschiff an der Spitze, die Walfängerharpunen in langer Kette dahinter, gegen die schweren Brecher angehend, die von

der Antarktis anrollen. Ich habe in dieser kleinen Flotte viel Freunde. Einer von ihnen ist ein Harpunierer, der mich einmal dort vor der südafrikanischen Küste zum Jagen mitgenommen hat, ein Mann, der in einem guten Fangjahr 50 000 Franken verdient. Ein anderer hat meinen Photoapparat ausgeliehen, so daß ich, obwohl mir die